

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **108 (1982)**

Heft 35

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Droge in der Zuckerwatte

In ihrem Sachbuch «Die Droge im Wohnzimmer» (Buchklub Ex Libris), das alle Eltern fernsehender Kinder lesen sollten, schreibt Marie Winn in einem Kapitel, worin sie den Suchtcharakter des Fernsehens analysiert:

«Nicht anders als der Alkohol gestattet auch das Fernsehen dem Zuschauer, die wirkliche Welt auszulöschen und in einen angenehmen und passiven psychischen Zustand zu versinken. Die Sorgen und Ängste der Realität werden durch die Konzentration ebenso wirksam auf die Seite geschoben wie auf einem durch Drogen und Alkohol ausgelösten (Trip). Und ebenso wie sich viele Alkoholiker ihrer Abhängigkeit nur ungenügend bewusst sind ... überschätzen die Leute auch vielfach ihre Kontrolle über ihre Fernsehgewohnheiten ... Aber solange der Apparat in ihren vier Wänden vorhanden ist, bringen sie es aus irgendeinem Grund nicht fertig, ihn abzuschalten.»

Aus einer Fülle von Antworten auf eine Umfrage zu diesem Thema möchte ich hier nur zwei besonders charakteristische zitieren. So erklärte ein Englischprofessor: «Fernsehen hat eine fast

magische Anziehungskraft auf mich. Wenn das Gerät läuft, kann ich es nicht übersehen. Ich kann nicht abschalten. Ich fühle mich schlapp, willenlos, entnervt. Wenn ich die Hand ausstrecke, um das Gerät abzdrehen, wird mein Arm kraftlos. Also bleibe ich stundenlang sitzen.»

Ein geheimer Dauerseher schreibt über seine Erfahrung, dass ein Fernsehkonsument durch permanentes Bildschirmgeflimmer nie befriedigt wird: «Als wir den Apparat bekamen, sass ich stundenlang davor, so oft ich konnte, und ich erinnere mich an das Gefühl der Mattigkeit und Beklemmung, das ich nach diesen Orgien jedesmal hatte. Es war, wie wenn man Zuckerwatte isst; das Fernsehen verhies mir eine solche Fülle, dass ich es kaum erwarten konnte, und dann löste sich alles einfach in Luft auf. Ich weiss noch, dass ich mich nach langem Zuschauen entsetzlich ausgehöhlt fühlte.»

Marie Winn untersuchte abschliesslich die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten – dass aber auch in Europa die Droge in der «Zuckerwatte» sitzt, brachte ein Test der Münchner Gesellschaft für Psychologie an den Tag. Dieses Institut probte den Ernstfall: es liess von 184 Testpersonen, deren Fernsehgeräte plombiert worden waren, täglich ein Protokoll über ihr All-

gemein-, Ehe- und Berufsverhalten führen. Der Versuch sollte ein Jahr dauern, doch der weichste Proband wurde schon nach drei Wochen vertragsbrüchig, weil er einer Fussball-Übertragung nicht zu widerstehen vermochte. Doch selbst das standhafteste Ehepaar hielt es nicht einmal ein halbes Jahr lang aus; alle anderen waren schon zuvor ausgestiegen, die meisten vor Ablauf eines Vierteljahres. Die Recherchen nach den Gründen dieser vorzeitigen Kapitulation ergaben wenig Aufschlussreiches – das Ergebnis lässt sich etwa durch die im neudeutschen Scheisse-Stil formulierte Antwort eines jungen Versuchskaninchens repräsentativ zusammenfassen: «Ohne Fernsehen ist das die komplette Scheisse; Mann, das hältst du nicht aus!»

Der Ausschluss aus der optischen Massenspeisung hatte, wie aus den Tagesprotokollen ersichtlich, in der Tat zu bedenklichen Entziehungs-Psychosen geführt. Die meisten Testlinge verfielen zunächst einmal in hektische Aktivitäten, doch trotz Trimm-dich-Pfad und Autopisten gierten sie immer mehr nach der Droge im Wohnzimmer. Manche trieb's aus Verzweiflung täglich ins Kino, und einige schreckten sogar vor Weiterbildung nicht zurück, doch insgesamt wurde der kulturelle Pegelstand in den Entwöhnungsheimen entgegen den Erwartungen

nicht angehoben: wer schon zuvor kein Buch gelesen, kein Konzert und kein Theater besucht hatte, tat das auch jetzt nicht.

Dagegen meldeten die aus dem Pantoffelkino Verstorbenen eine massive Zunahme von Unlust und Aggressivität. Manchen Männern wollte weder Wurst noch Bier mehr schmecken, am Arbeitsplatz legten sie sich mit Chefs und Kollegen an, zu Hause prügeln sie häufiger die Kinder und dann und wann auch die Ehefrau. Die Plombe an der Laterna magica schien auch das Liebesleben zu plombieren; die meisten Fernseh-Abstinenten wurden auch erotisch frustriert.

Viele Frauen suchten Trost bei Goldfischen, Ziervögeln, Pralinen und Sensationsblättchen und stritten mehr als zuvor mit den Nachbarinnen; suchtkranke Kinder machten in der Schule schlapp. Einige achtbare Biedermänner und solide Hausfrauen gingen auf der Suche nach einem Mattscheiben-Ersatz öfter mal fremd.

Aus allen diesen Reports drängt sich der Schluss auf, dass unsere sogenannte Freizeitgesellschaft mit der Freizeit nicht sonderlich viel anzufangen weiss: die von den Soziologen immer wieder vermissten «Freiräume» zwischen Arbeiten, Essen und Schlafen werden von der drogenhaltigen «Zuckerwatte» wie mit MörteI zugepflastert. Telespalter

Da, da, da ...

Puck hat eine bedeutende Marktlücke entdeckt. Noch gibt es kein international anerkanntes Messsystem für den Wert musikalischer Erzeugnisse. Bis anhin hatte der Käufer einer Langspielplatte keine Information über deren musikalischen Wert. Im Sinne einer korrekten Warendecklaration aber sollte doch ein Anhaltspunkt vorhanden sein – ähnlich den Kalorienwerten. So drängt sich eine Bewertungstabelle gebieterisch auf. Namhafte Kapazitäten der Musikwelt sind nun an der Arbeit, alle Kompositionen quantitativ zu erfassen. Als Arbeitshypothese dient vorläufig eine Skala von –100 bis +100. Mit +100 wurde eine ganze Reihe von Werken bewertet, darunter das 5. Klavierkonzert von Beethoven, das Konzert für 2 Violinen von Bach und weitere Werke von Haydn, Vivaldi,

Mozart und anderen Komponisten. Mit 0 wurde Peter Iljitsch Tschaikowskys Tongemälde «1812» bewertet, und besonders einfach gestaltete sich die Zuordnung eines Werkes zu –100: «Da, da, da ...» Dieses Erzeugnis der musikalischen Industrie repräsentiert verdankenswerterweise einen unerreichten Tiefpunkt in der Musikgeschichte. Vergleichsweise hat der Dadaismus in der Literaturgeschichte bei weitem keinen solchen Minimalwert erreicht.

Die angegebenen Bewertungen sind natürlich provisorischer Natur und werden anlässlich des MUSTEKOGE 83 (Musikalisches Stellenwert-Kongress Genf 1983) definitiv festgelegt, doch ist jetzt schon vorauszusagen, dass es bei dem negativen Ausgangspunkt «Da, da, da ...» bleiben wird, einem Produkt, das in selbster Ausgewogenheit auch textlich von ununterbietbarer Nichts-

würdigkeit ist (... aha, du liebst mich nicht, ich lieb' dich nicht, da, da, da, aha ...). Den Kenner der Materie wundert es nicht, dass das genannte Werk in der Hitparade weit vorn rangiert, womit dargetan ist, welch im-

mense Musikalität unserer Jugend innewohnt. Das berechtigt zu schönsten Hoffnungen – diese Jugend wird erstmals moderne Musik in ihrer berückenden Atonalität erst richtig zu würdigen wissen. Puck

